

# Rainer Perwöltz

Leseprobe

## **CAROLINE: WIE SIE DAS MOOR LIEBEN LERNT**

Carolines Vater war der geachtete Pfarrer des Dorfes gewesen und als Privater und Mann so selbstsicher wie ein dreijähriges Kind. Er war in der Stadt aufgewachsen und hatte dann die Pfarrstelle angenommen im einsamen Dorf am Rande des großen Moores. Alle Mitglieder seiner Gemeinde wussten über die elementaren Zusammenhänge von Bäumen, Wind und Gott weit mehr als er, der sich auf seine städtische Abkunft viel einbildete. Sie wussten genau, wie man auf achtungsvolle Weise mit dem Moor verkehrte oder auf respektlose, auch dass man, zum Beispiel, in gewissen Nächten besser in den Häusern blieb und die Türen verschloss.

Sein Vorgänger, der hier geboren und gestorben war, hatte mit dem Herrn Jesus genauso wie mit den Vögeln geredet und hatte den Teufel nicht als das aus der Ureinheit herausgefallene Prinzip beschrieben, sondern als eine Art Kreatur, die bei bestimmten Wetter- und Windverhältnissen aus der tiefen Erde den Leuten in die Eingeweide fährt, um sie schwer zu machen.

Für solcherlei Verständnis hatte Carolines Vater zu jeder Zeit der innerorganische Zusammenhang gefehlt, was ihn umso mehr dazu veranlasste, es als Aberglauben abzutun. Er sah sich als einen konservativ-modernen Vertreter der anglikanischen Kirche und bemühte sich, seinen Schafen ein abstraktes Begreifen von Sünde und Glauben schlechthin einzutrichtern. Sie schätzten ihn dafür als Gebildeten aus der Stadt und wussten, dass er niemals auch nur die banalsten Einsichten in wirklich wichtige Dinge haben würde.

Er war groß und dünn, und seine Predigten wirkten, zumindest in Form und Ausdruck, wie Caroline sagte, »gewaltig« - wahrscheinlich gerade deswegen, weil nie jemand wirklich verstand, wovon er sprach.

Das brachte ihn in merkwürdigen Bezug zu den Frauen der Gemeinde: Er wurde ihr Söhnchen und Spinnerchen, vor dem sie große Hochachtung hatten, weil er die Universität besucht und Dinge gelernt hatte, die ihnen selbst total über den Horizont gingen. Er war Herr über beeindruckende Erklärungen und Gesamtdurchdringungen, für die in ihrem kleinen Dorfmoorgrips kein Platz war - ob bedauerlicher- oder glücklicherweise, darüber herrschten geteilte Meinungen.

Natürlich hatte er so gut wie überhaupt keine Ahnung von dem, was sie selbst wussten: von Beziehungen zwischen Männern und Frauen, von Dunst und Brunst in den Ställen; wie man das Land beackert, Butter macht und Gänsen den Hals umdreht. Aber er durfte sich sonnen in ihrer mütterlich-grosszügigen Bewunderung für seine tiefgründigen Salbereien, und im Geheimen gefiel es ihm unsäglich, wie sie zu ihm aufschauten, die einfältigen, lieben Moorfrauchen.

Nur merkte er nicht, dass sie ihm den Schwanz abschnitten.

Da solches Abschneiden in der städtischen Bevölkerungsschicht, aus der er stammte, ohnehin recht verbreitet war, trat es nicht direkt verletzend in sein Bewusstsein, zumal die dazugehörige Gockelverehrung es süß verkleidete. Die Gliedlosigkeit fügt sich überdies ja mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ins christliche Bild vom Gemeindevater.

Es scheint aber, dass sich der Verlust doch nicht ganz aus der Welt schaffen ließ (ab ist ab), jedenfalls hatte Caroline ihr Leben lang an den Folgen der väterlichen Neutrumsnatur zu tragen. Es erweckte

# Rainer Perwöltz

in ihr einen gewissen Zwang zu - man könnte sagen - einer *pervierten Verantwortungsübernahme*, einer Form von Verhalten, die in unserer Gesellschaft alles andere als selten ist, und aus der man sich nur retten kann, indem man vollkommen selbstsüchtig wird.

Männer, die keine Schwänze haben, wollen und müssen so behandelt werden, als hätten sie besonders große. Das sollte Carolines ganzes Leben auf den Kopf stellen. Ihre Mutter war, genau wie der restliche Frauenclan des Dorfes, auf der primitiven Stufe der Männerverehrung stehengeblieben und hatte nie gelernt, ihren Partner als Mann anzusprechen. Darum fiel der Tochter, die reifer und bewusster war als beide Eltern, die unmögliche Aufgabe zu, den Vater in der Balance zu halten. Da er selbst nie in seinem Körper, sondern immer nur als Spinnerchen bestätigt worden war, hatten Angst und Sehnsucht jeden Maßstab für ein angemessenes körperliches Verhalten begraben. Er verwöhnte seine Tochter mit vielversprechenden Umarmungen und konnte sich dann, aus Angst vor seinen eigenen Gefühlen, völlig abrupt für rätselhaft lange Zeit zurückziehen. Caroline, die ihrerseits darauf angewiesen war, dass er ihre Weiblichkeit erkannte und widerspiegelte, versuchte verzweifelt, seine homoerotische Beziehung zum Herrn in Frage zu stellen und die bessere Ehefrau zu sein, indem sie ihn sowohl für seine Salbereien als auch für seine kraftvollen Umarmungen verherrlichte. Das war eine bedenkliche Gratwanderung.

Da im Vater selbst das Spinnerchen oft mit den verschollenen Überresten des Moormannes im geheimen Kriegszustand war – warum wäre er sonst ins Moor gezogen? – musste sie lernen, die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass keiner von beiden zu kurz kam. Da aber beide keine Substanz hatten, war diese Verantwortungsübernahme von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die Tochter ging durch Phasen von Selbstausschöpfung und Unterwürfigkeit, über Elternerziehung und Wachrüttlungsperioden, bis hin zur männerhassenden Rebellion und Verachtung. Sie hatte eine ganze Jugend hindurch versucht, sich einen Vater zu basteln, der seinen Mann stehen konnte, und dadurch die Chance verpasst zu lernen, wie sie ihre Frau stehen sollte. Sie hatte immer nur auf ihn geschaut und wie sie für ihn verantwortlich sein wollte und musste sich dabei notgedrungenmaßen aus dem Blickfeld verlieren. So wie der Vater im Spinnerchen den Ersatzmann erstellte, entweiblichte sie sich in der Rolle der männerrettenden Krankenschwester. Sie war als Rettungengel ständig zur Stelle gewesen, egal, für wen der Notdienst vonnöten war: fürs Pfarrerchen oder sein Schwänzchen. Und als er starb, übertrug sie folgerichtig und ohne Zögern die Rettungsaktionen auf andere Männer. Sie wählte immer nur solche, die sie nach kurzer Zeit in ihr Krankenhaus bringen konnte. Und bei jeder neuen Einlieferung kicherte im Hintergrund das Kränzchen der Moorhexen.

Sie wurde süchtig nach falscher Verantwortung. In den tieferen Zellen ihres Körpers fand sie weder Hochachtung für sich als Frau, noch hätte sie sich je gestattet, einem Mann mit einigermaßen stabilem Kerlsbewusstsein zu begegnen.

Es kam eine Zeit, in der sie anfang zu erkennen, dass ihre Männer immer wieder im von ihr subventionierten Krankenhaus landeten und dass sie viel dafür zu tun schien, sie bald auf die Intensivstation zu bringen. Sie fand sich eines Tages in einem lebensbedrohenden Nervenzusammenbruch wieder und beschloss, eine Therapie zu beginnen.

Es wurde ein harter und langer Weg der Entwöhnung mit schweren Entzugserscheinungen.

★

Einmal kam sie und fragte mich, ob sie nicht für ein paar Sitzungen ihren damaligen Partner Anthony mitbringen könne. Es sähe wieder so aus, als ginge die Beziehung in die Brüche, und sie wollte diesmal nicht so schnell aufgeben, verspräche sich auch viel davon, zu dritt zusammensitzen.

# Rainer Perwöltz

Ich zögerte erst und willigte dann ein.

In der folgenden Woche, am Mittwochnachmittag, betritt Anthony den Therapieraum. Mein erster, merkwürdiger Impuls ist, von ihm wegzusehen, aus dem Fenster zu starren, so zu tun, als wäre er nicht da. Das erscheint mir befremdlich, so dass ich mir sofort befehle, mich zusammenzureißen und dem Mann da gefälligst meine Aufmerksamkeit zu geben. (Ich hatte Caroline gebeten, für etwa zwanzig Minuten draußen zu warten, um ihn erst alleine kennenzulernen.)

Ich lade ihn ein, Platz zu nehmen und merke sofort, dass er gegen mich ist, obwohl er es hinter erzwungener, englischer Freundlichkeit zu verbergen sucht.

»Ich bin ein großer Freund von Frauen«, sagt er, sowie er sitzt, und es klingt, als ob er sagt, ich bin ein großer Freund der Orchideenzucht oder der Meißner Porzellankunst.

»Ah ja«, knurre ich, »warum sagen Sie mir das gleich als Erstes?«

»Nun, um Ihnen meine Position von vornherein deutlich zu machen«, gibt er markant zurück.

Ich weiß nicht, welche Position mir dadurch deutlich werden soll, und teile ihm das mit.

Er schnarrt ein bisschen verächtlich durch die Nase, so, als wolle er ausdrücken, dass er sich das habe denken können, und fügt dann, fast widerwillig, hinzu:

»Ich habe viele Freundinnen unter den Feministinnen. Manchmal«, - jetzt lächelt er etwas wohlwollender - »manchmal bezeichne ich mich selbst insgeheim als Feministen.«

Ich merke, wie ich innerlich total absterbe vor Kälte und Abneigung, frage dann aber doch: »Wieso insgeheim?«, worauf er wieder nur lächelt, aber diesmal ohne Wohlwollen.

In der nächsten Viertelstunde erklärt er mir, dass er schon seit langem »mit der Sache der Frauen sympathisiere«. Die meisten Männer benähmen sich seiner Meinung nach ohnehin nur wie Schweine oder Zinnsoldaten, und er hoffe, dass immer mehr von ihnen erkennen würden, dass die Zukunft, soweit es überhaupt eine gäbe, nur von den Frauen gemacht werden könnte und dass sie (die Männer) sich den Frauen an die Seite stellen müssten, um Erbe und Fluch des Patriarchats auszumerzen.

Anthony ist dünn und hochgeschossen (wie der Vater seiner Freundin, denke ich), trägt einen hässlichen, lang herunterhängenden Pullover (wie von Mama gestrickt, denke ich) und helle, weite, weiche Alternativhosen mit bunten Farblecksen drauf. Er beschreibt sich, »wenn man es richtig sieht«, als »im Prinzip arbeitslos«, verdient sich aber zu seiner Sozialunterstützung noch ein paar Pfund hinzu, indem er von Zeit zu Zeit in einer Art Gesundheitsbäckerei aushilft.

Wie es für ihn sei, heute mit Caroline hierherzukommen. Dazu könne er wenig sagen. Er gebe nicht viel auf Therapie, solange die Männervorherrschaft noch eine ganze Gesellschaft im Zustand der Krankheit halte.

Wie er denn seinen eignen Krankheitszustand sähe.

Das müsse man nicht so wörtlich nehmen, das wüsste ich wohl ganz genau, erwidert er scharf, er sei natürlich nur in dem Sinne krank wie jeder in dieser Gesellschaft.

Ja, wie denn?

# Rainer Perwöltz

Ich wolle ihn wohl in die Enge treiben, sagt er und stemmt sich zurück gegen seine Stuhllehne.

Ich muss mir eingestehen, dass er recht hat, und frage ihn nur noch, ob er Erwartungen an unser heutiges Treffen habe.

Er zögert - das erste Mal, dass ich nicht Lust habe, aus dem Fenster zu sehen. Dann sagt er, er habe schon seit langem verstanden, dass Caroline große Angst vor dem Leben und vor Männern insbesondere habe, und er sei mitgekommen, weil er sie vielleicht darin unterstützen könne, wieder mehr Lebensmut zu finden.

Also, denke ich, offenbar sind ja zwar alle krank, aber sie ist deutlich kränker als er – in seinen Augen. Ich sage aber nichts, denn das letzte, was dieser Mann braucht, sind solche neunmalklugen Diskussionen.

Ich habe keinen Draht zu ihm bekommen, was der Grund gewesen war, ihn alleine zu sehen. Ich merke, wie ich auf seinen Männerhass reingefallen bin und bedaure es. Ich habe mich auf seine Ebene ziehen lassen - von der ersten Minute an - und fühle mich dementsprechend kritisch und deshalb ohne wirklichen Einfluss.

»Vielleicht hol ich dann Caroline mal rein«, sage ich.

Und dann geschieht etwas Erstaunliches.

Sie betritt den Raum, und alles verändert sich. Ich kenne sie seit fast einem Jahr, eine lebhaftere, aufgeweckte Frau, die viele Gesichter hat. Aber das, was jetzt kommt, haut mich fast vom Stuhl.

Sie setzt sich in den bereitgestellten Ledersessel, verschließt die Hände vor den Knien und blickt zu Boden. Sie hat nichts gesagt, aber eine große, graue Hintertreppentraurigkeit kriecht in alle Ecken des Raumes, bis hoch unter die Decke, versucht, alles einzuhüllen. >Hier bin ich<, scheint sie zu trauern, >schutzlos preisgegeben, schon jetzt ungerecht behandelt, schon beinahe verleumdet und mit Schmutz beworfen. Aber soll'n sie nur schmeißen, besudelt mich ruhig, das erste Mal wär's nicht.<

Ich bin starr vor Erstaunen. Ist das dieselbe Frau, die sonst mit einer gewissen tatkräftigen Dringlichkeit und nicht selten auch mit guten, tiefen Tränen von ihrem Leben und ihren Schwierigkeiten in den vielen Männerbeziehungen gesprochen hat? Ist das die Frau, deren Sache ich überall und jederzeit mit Leidenschaft vertreten hätte?

Ja, sie ist es.

Anthony hat sich mit ebenso verblüffender Chamäleonskunst krampfhaft hochgereckt und ist in dieser Haltung versteinert. schmolzt mit aufsehenerregender Deutlichkeit und scheint sich hinter der Versteinigung in seinen innersten Winkel zurückgezogen zu haben. Auch er sieht zu Boden.

»Nun«, spreche ich locker ins Leere, »vielleicht könnt ihr euch mal wahrnehmen und was zueinander sagen.«

Worte ohne jeden ersichtlichen Effekt. Eine Maus niest auf der Bühne des griechischen Tragiktheaters.

Es ist überhaupt keine Freiheit da, denke ich, alle Gefühle und Gedanken sind eingeklavt in eine übermächtige, verselbständigte Maschinerie. Wer bedient die Maschine, frage ich mich und weiß sofort, dass sie es ist.

# Rainer Perwöltz

Er hat sich in seiner Schmollverschanzung völlig aufgelöst, ist in jeder Weise bedeutungslos geworden.

»Ich habe Angst, etwas zu sagen«, sagt sie. Und fährt fort: »Ich habe Angst, dich zu verletzen.«

Er existiert gar nicht. Es gibt ihn nicht mehr. Da, wo er vorher gesessen hat, ist nur noch ein Luftloch. Ein Luftloch mit einer Mauer drumrum. Wie bei Pink Floyd, denke ich und bedaure noch mehr, dass er und ich keine Brücke gefunden haben; jetzt ist er ganz allein mit zwei Kriegsgegnern und hat nicht mal sich selbst als Alliierten.

Ich kann spüren, wie sie innerlich zittert. Sie braucht ihn so sehr als Mann, sie braucht so sehr, dass der Mann sich von ihr unabhängig macht, so unabhängig, dass er wieder handlungsfähig wird. Aber er hat sich an die Frauen verraten, wie das Pfarrerchen an die Moorweiber, zum einen sicherlich durch seine weibische Philosophie, aber irgendwie auch schon viel früher, damals in den vergangenen Kapiteln seiner Geschichte, als er's den Frauen überliess – oder der Frau –, den emotionalen Rahmen zu setzen.

»Lieben Sie sie?«, frage ich.

Die Frage erschüttert ihn so, dass er vergisst, eine defensive Antwort zu geben.

Er lehnt den Kopf zurück und atmet tief.

Sie aber kann die Möglichkeit nicht aushalten, ihre bekannte Angst (und damit die Kontrolle) zu verlieren. Sie wechselt vertrocknend und dem Anschein nach grossmütig in ein höheres Stockwerk und sagt, dass doch vielleicht erst mal andre Sachen zur Debatte stünden.

Sie rettet ihn vor seinen Gefühlen, denke ich, genauso, wie sie's mit Papachen gemacht hat – und bestimmt dadurch weiterhin die Situation. Ich spüre plötzlich, wie ich aufgeben möchte, sagen möchte: >geht doch nach Hause mit eurem verfahrenen Kram, das kostet mich zu viel Anstrengung.<

Da sagt er etwas.

»Du kannst mich ruhig verletzen« – er richtet die Brust zu ihr hin »verletz mich ruhig, dann weiß ich wenigstens, woran ich bin.«

Besser als Märtyrer sterben, als ein Mann werden. Aber immerhin ein Anfang.

Und dann tut sie's. Plötzlich wieder ein Wendepunkt, diesmal die verblüffende Reise in ein tieferes Stockwerk, keiner weiß, wie sie da mit einem Male gelandet ist und woher sie den Mut nimmt, das jetzt aus sich rausbrechen zu lassen. Sie lehnt sich nach vorne, haut von Zeit zu Zeit mit der Faust auf ihr Knie und sagt ihm alles: wie wenig er wirklich für sie da sei hinter seinem ganzen Freundlichkeitsgetue, wie er eigentlich überhaupt niemals richtig da sei, wie satt sie seine Sprüche habe und ob er's wohl je zu was Anständigem bringen werde. Ob er sich vorstelle, sein Leben lang Gesundheitskörner zu verbacken, und wie das für eine Frau wie sie sein müsste - könne er sich das bitte mal ausmalen. Ob das vielleicht die Basis für eine Lebensbeziehung werden solle. Wenn doch wenigstens die andern Sachen stimmen würden, er wisse, worauf sie anspiele, aber darüber wolle sie gar nicht reden, noch nicht jedenfalls, das würde ganz sicher über die Schmerzgrenze hinausgehen.

Atemholen.

# Rainer Perwöltz

All das Gesagte steht für einen Moment in der Luft, weiß noch nicht, welche Wirkung es auslösen soll.

Wie gut für sie, dass sie's mal ausspricht, denn normalerweise hält sie's alles fest drinnen, das weiß ich. Und wie traurig für ihn, wie ärgerlich traurig, dass eine Frau es ihm sagen muss, dass wieder eine Frau sich einmischt, in was eigentlich Männersache wäre. Ich kann seine Mutter deutlich vor ihm sehen, mit ihrem stillen oder direkten Vorwurf, hast's ja immer noch nicht zu was gebracht, Junge.

Und er wird sich jetzt verteidigen, wird aufbegehren, sich schuldig fühlen, die Gegenattacke führen.

Wie falsch, denke ich, wie falsch alles schon ist in den Ausgangspositionen, das selbstverräterische Frauengelöbnis auf seiner Seite und das verkehrte Spiel vom Pfarrerchen und seiner Tochter.

Sie redet immer noch, sagt ihm all die Sachen, die richtig sind, aber falsch für ihn, von einer Frau zu hören. Aber es gibt ja nur noch die Frauen, die's ihm sagen können, seine ganze Welt hat sich schließlich so verdreht, dass er mit allem Männlichen innen und außen verfeindet ist, sich so dagegen verbarrikadiert, dass er wahrscheinlich so leicht von Männern überhaupt nichts mehr annehmen könnte.

Er ist inzwischen in sich zusammengefallen, wie ein langer, trüber Schlauch, und weiß nicht, was er damit machen soll, dass er alles einsieht, was sie sagt, und gleichzeitig den alten murrigen Schmollehenrich nicht aufgeben kann.

»Sie müssen aufpassen, dass Sie nicht von Ihrer eigenen Säure aufgefressen werden«, sage ich. Glücklicherweise scheint er's nicht als totale Attacke zu verbuchen; er hört, wenn auch mit großem Widerwillen, die angebotene Unterstützung.

Zwar ignoriert er mich völlig, holt dann aber Luft und sagt zu ihr: »Was willst du eigentlich von mir? Ich bin nun mal, wie ich bin, und versuche, mich zu akzeptieren, wie ich bin. Das fällt mir schwer genug.« Er hat sich, trotz der Last seines bleiernen Selbstmitleids, wieder ein bisschen aufgerichtet.

»Es ist nicht leicht, in dieser Zeit ein Mann zu sein«, fährt er philosophisch gramgebeugt fort, »das müsst ihr (er meint wohl >ihr Frauen<) auch mal sehen, nicht nur eure eigne Unterdrückung. Es kostet mich manchmal eine ganze Menge Kraft und Mut, meinen Weg zu finden, und der ist mitunter schmal und beschwerlich ... «

Er bricht ab. Sie starrt ihn mit offenem Mund an. Ich weiß zwar nicht genau, was sie so aus der Fassung gebracht hat, aber er muss doch ungewöhnlich persönliche Dinge gesagt haben.

Er selbst bemerkt verwirrt den Effekt seiner Initiative. Für eine halbe Minute herrscht wieder Stille im Zimmer, irgendetwas Brandneues scheint sich anzubahnen.

Schließlich macht sie den Mund zu. Etwas drückt, stockt, schwankt ihr, dann fängt sie an zu weinen.

»Ich weiß doch, Tony«, schluchzt sie, »ich weiß doch, wie schwer du's hast. Und ich will dich doch auch eigentlich nicht wirklich angreifen, das kam einfach mal so raus, der ganze Ärger, und der gehört ja vielleicht auch gar nicht so sehr zu dir, ich weiß doch, wie du dich insgeheim rumplagst, wie verzweifelt du bist... In Wahrheit will ich dir doch nur helfen, ich will doch nur ... «

# Rainer Pervöltz

Ja, was will sie doch nur. Bei dem Wort >helfen< geriet sie ins Schleudern, das Krankenschwesternhäubchen schimmert perlweiß über ihrem rotblonden Haar, sie merkt etwas und merkt es doch nicht ...

Er ist sofort nach ihren ersten Wasserausbrüchen wieder schlauchartig nach vorne geknickt und hängt jetzt da; der Haupthahn ist abgedreht, Augen starren wieder auf den Boden, er ist völlig aus sich ausgezogen. Die Intensivstation wartet.

Dann geschieht etwas Bemerkenswertes, bemerkenswert aber leider nur für mich, und nicht für meine zahlenden Kunden. Ich fühle mich plötzlich durch die Decke geschleudert und stehe mit einem Male hoch über der Stadt, kurz unterm Himmel. Alle Einzelheiten am Boden sind klar zu erkennen, London, Ealing, das Haus, das Zimmer und dieses Paar. (Mich selbst sehe ich übrigens auch, aber das ist hier nebensächlich.)

Dieses Paar also betrachte ich (von oben), das mit seiner besonderen Geschichte so viel Grundsätzliches widerspiegelt, und ich verstehe, in meiner fast himmlischen Position und mit allen meinen Zellen, dass, worum es hier geht, letzten Endes tatsächlich eine Frage der Intelligenz ist. Die beiden da unten verhaken und verkleben sich mit ihren gegenseitigen Geschichten und sind einfach, aus gewisser himmlischer Sicht, zu dumm, um von ihrer Zerstörerischen Verkrallung loszulassen.

Ich gebrauche das provozierende Wort mit Absicht.

*Intelligenz* = leichte Beweglichkeit, Flexibilität, mehr als alles andere.

*Dummheit* = Starre und Festklammern, Scheuklappen, gefühlsuntermauertes *Klebenbleiben*, nicht zuletzt an Konzepten und Heimphilosophien, die man sich auf dem kleinen Äckerchen hinterm Haus zurechtgepflanzt hat, aber auch Klebenbleiben am andern, in den verrücktesten Kombinationen.

So sehe ich auf einmal Intelligenz als etwas sehr Simple. Nicht so sehr als Geist, der Verständnis und Einsicht bezeugen würde in die Situation der Beziehung, sondern eher eine Art freudiger Bereitschaft, aus der heraus das Eine das Andere unterstützt, leichter und besser zu sich selbst zu finden. Du bist eine gute Frau, sagt der intelligente Mann, ich habe meine Freude an dir. Du bist ein guter Mann, sagt die intelligente Frau, du gefällst mir. Und lass uns achthaben, dass wir nicht mit unsern alten Geschichten wie Magneten aufeinander abfahren. Lass uns gut achthaben. Wenn's anfängt, zu magnetisch zu werden, dann sollten wir oft besser an gesonderten Orten verbleiben, wo für jeden viel Raum ist zum Atmen und zur Freude am Leben. Geh du unters Dach, ich geh in den Garten. Oder besser noch: Geh du, wohin's dich gelüftet, was immer dir guttut, und ich such mir ein Plätzchen, wo meine Lungen lächeln werden. - So könnte man reden und anfangen, das kindische gegenseitige Zuchtverhalten als unangemessen zu begreifen für reife Erwachsene. Das wär eine große Herausforderung.

Und was sagen die Dummen? Du bist ein armer, kleiner Junge, und ich werde, obwohl's fast unmöglich scheint, mein Bestes tun, damit aus dir was Anständiges wird. Was Anständiges in meinem Sinne. Und er: Ich bin ein bedauernswerter Wurzelloser, von dir ständig überfordert. Ich muss lange Zeit mürrisch und meckrig hinter meiner Verdrossenheitsmauer verbringen, in meiner Trutz- und Trozburg, muss den Wall höher und höher bauen, um mich zu schützen. Ich armer, kleiner Brubbelheini: die kühnste Form der Bewegungsfreiheit, die einer wie ich sich gestatten kann, ist das mürrische Kreisen im engen Burghof.

Solches also (erschließt mir mein himmlischer Standort) tun die Dummen miteinander in ihren engen, distanzverleugnenden Beziehungen. Sie sagen sich's in endlosen, tiefen Schuldzuweisungs-gesprächen, mit viel scheinbarem Tiefblick in die lädierte Persönlichkeit des anderen.

# Rainer Pervöltz

Und das wäre also Intelligenz, wurde ich stellvertretend über Tonys und Carolines Geschichte erleuchtet: dem Partner nicht ins Netz seines Zwangsverhaltens, seines Lieblingsproblems, zu gehen. Nicht – aus Tonys Sicht – als der Schmolmann auf ihre Ambulanzversuche zu reagieren, und nicht – von Carolines' Standpunkt – dem Stress der Notaufnahmeschwester zu verfallen, als Antwort auf seine knabenhaft launische Grundverweigerung.

Und solche Entflechtung erreicht man natürlich nur mit dem Abstand des respektvollen, freudebringenden Gastes, dessen Neigung in erster Linie dahin geht, die Vorzüge des anderen zu genießen oder sie sogar, mit einer gewissen tiefverbundenen Lust, zu zelebrieren. Dieser ganze Kram mit dem gegenseitigen Verstehen war historisch notwendig (ging die Erleuchtung weiter) und ist wahrscheinlich für eine bestimmte Zeit, als Phase sozusagen, in jeder Beziehung unerlässlich. Aber dann muss es mal für eine Weile aufhören, dieses sogenannte tiefe Verständnis für den anderen, denn es bringt einen nur in Teufels Küche. Das möchte der Teufel nämlich, dass jeder sich so sehr auf die Ebene des anderen begibt (und's dann Liebe nennt), dass er dort wie im Netz der Spinne klebenbleibt und sich beständig mit den vom anderen gesponnenen Fäden herumschlägt. Am Ende gibt's nur noch das Netz, und man vergisst, was für ein prächtiger Käfer man selber ist.

Oder was für eine vitale Libelle.

Das gilt natürlich für alle Beziehungen, ob für die von Frau und Mann oder Mann zu Mann oder Frau zu Frau: Wer zu oft auf die Ebene des anderen geht, wird dort versanden. Wer zu viel Verständnis für den andern hat, verliert seinen Saft. Und dann ist überall trockne Wüste.

Respekt ist kein Eiapopeia. Freudebringender Gast, schön und gut, aber wenn der andre wieder und wieder in seinem Selbstmitleid versickern will, dann steht Freude nicht an. Es zeugt auch von Respekt, den Strudelsüchtigen ab und zu mal ersaufen zu lassen, wenn das zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählt, oder klar (und wenn's sein muss, auch ärgerlich) >nein< zu sagen, wenn immer wieder mit dem gemeinsamen Trip in den Sumpf gelockt wird. Wüsten und Sümpfe sind beides keine idealen Landschaften für respektvolle Beziehungen.

aus: Rainer Pervöltz, Über die Köstlichkeit der Distanz, holotropos 2009